

*eins*

Ein Schuss zerriss die morgendliche Stille.

Jeff Weißdorn wusste sofort, was das zu bedeuten hatte und was jetzt auf ihn zukam. Doch so schnell konnte ihn nichts aus der Ruhe bringen. Zu viel war ihm im Leben widerfahren, als dass ihn ein Schuss der von seinen Mitmenschen oft als stoische Gelassenheit wahrgenommenen Fähigkeit, in scheinbar ausweglos erscheinenden Situationen mit Besonnenheit und Umsicht zu handeln, hätte berauben können.

Nebelschwaden hingen tief in den Rothwald, als er sich, in der Hoffnung, dass die anderen noch schliefen und nichts gehört hatten, schnellen Schrittes auf den Weg zum Lager machte. Was er jetzt am allerwenigsten brauchte, waren Verunsicherung und Ängste.

Zwei Jahre zuvor hatte Jeff Weißdorn, wie schon so oft in den vergangenen Jahren, das kleine Dorf Lunz besucht. Auf der Veranda seines Lieblingsrestaurants direkt am See trank er einen Kaffee und versuchte, während er die kleinen Boote am Steg beobachtete, die sich auf den Wellen sanft hin und her wiegten, den Stress der vergangenen Woche hinter sich zu lassen. Sein Blick schweifte über den See, und er versuchte, sich zu erinnern, wann es angefangen hatte, dass er immer länger brauchte, um nach

Tagen der Anspannung sein inneres Gleichgewicht wiederzufinden.

Keiner seiner Freunde wusste von seinen Ausflügen in diesen Ort, dessen Abgeschlossenheit er genoss und an dem er Ruhe und Entspannung suchte, nicht einmal Carla, seine Frau. Für sie alle war er der Krieger, der sich, für einen Unternehmer eher untypisch, um das Wohl seiner Mitarbeiter zuweilen mehr sorgte als um die schwarzen Zahlen in den Bilanzen, der selbstbewusst und furchtlos auftrat und Aufträge beschaffte und dem scheinbar alles gelang, was er in Angriff nahm. Sein durchtrainierter, sehniger Körper spiegelte diese Dynamik und Kraft, die keine Zeichen der Schwäche duldeten, wider, und die kurz geschnittenen braunen Haare standen in einem reizvollen Kontrast zu seinem dunklen südländischen Teint, dessen Ursprung in einer weit zurückliegenden und sicher ebenso leidenschaftlichen wie verbotenen Liaison lag. Jeff war das Bild, das er von sich abgab, im Grunde genommen leid und der Stärke, die alle von ihm immer wieder erwarteten, müde. Er sehnte sich danach, einmal Schwächen zeigen zu dürfen, ohne dass man ihm dafür mit Unverständnis begegnen und er selbst darin eine Niederlage sehen würde. Hinter ihm lag eine viel zu spät geschiedene Ehe, lagen Luxus und Geld, Flucht in Alkohol und Eskapaden, Einsamkeit, Jahre der Suche und des Umherirrens in fremden, bedeutungslosen Welten. Er dachte an seinen Sohn, dessen Verhältnis zu ihm nicht ohne Spannung war

und der ihm den Verlust der Familie, wie es aussah, immer noch zum Vorwurf machte.

Das tiefblaue Wasser glitzerte in der Sonne, und von den umliegenden Bergen gingen ein Reiz und eine Faszination aus, derer er sich weder erwehren konnte noch entziehen wollte. Der Wald zu seiner Rechten zog ihn magisch an, und er beschloss, sich diesen ein wenig näher anzusehen.

In Gedanken versunken, vor sich hinschlendernd, traf er auf eine kleine Wiese, die direkt am Ufer lag, von Bäumen umgeben war und von der aus man einen freien Blick auf den See hatte. Inmitten des Grüns stand eine in grellem Rot gestrichene Bank, auf der er sich niederließ. Die Menschen, die immer wieder vorbeikamen, drangen kaum in sein Bewusstsein, ebenso wenig die ganz in der Nähe spielenden Kinder, als sich eine alte Frau neben ihn setzte.

Ihre geschundenen Hände umfassten einen Gehstock, der zwischen ihren Beinen lehnte, und die tief gebückte Haltung ließ erkennen, dass sie ein hartes Leben hinter sich hatte. Jeffs Blick fiel auf die tiefen Spuren, die das Leben im Gesicht und auf den Händen der alten Frau hinterlassen hatte und in denen für ihn Würde und Erhabenheit lagen.

Juliane Pöchlacker lebte seit über einem halben Jahrhundert in der kleinen Gemeinde Weißenbach, einem Nachbarort von Lunz. Den Blick auf dem See ruhend, wanderten ihre Gedanken zu ihrem verstorbenen Mann Xaver, der, nachdem er mit fünf seiner Kameraden am Dürren-

stein in dichten Nebel geraten und vom Weg abgekommen war, eine Felswand hinunterstürzte und auf der Stelle tot war. Das lag nun beinahe zwanzig Jahre zurück, und die Sehnsucht nach seiner Gegenwart war kein bisschen geringer geworden. Immer wieder kam sie hierher, nicht, um sich ein um das andere Mal mit Wehmut und zunehmend schwereren Herzens zu verabschieden, sondern um Zwiesprache zu halten, bis sie ihm in seine Welt würde folgen dürfen. Wie sie diesen Platz liebte, an dem sie schon tausendmal gesessen und den See und die Berge in sich aufgenommen hatte.

Sie dachte an ihre erste Begegnung mit Xaver – in einer düsteren Zeit. Sie waren blutjung, und Krieg wütete im Land. Juliane war gerade im Lazarett, um die Verwundeten zu waschen, als wieder ein junger Mann auf einer Trage hereingebracht wurde. Er hatte eine Schussverletzung am rechten Oberschenkel.

Juliane wich, sie wusste vom ersten Augenblick, warum, gestand es sich selbst aber nur mit ein wenig Verlegenheit ein, nicht mehr von seiner Seite. Unermüdlich strich sie ihm über die hohe Stirn und durch die schon leicht verfilzten Locken. Ihre Fingerspitzen folgten den Konturen der breiten Wangenknochen, die seine männlichen Züge noch unterstrichen, und ertasteten die schmalen Lippen, die seinem kantigen Gesicht eine gewisse Strenge gaben. Sie versuchte, die Farbe seiner Augen zu erraten. Die dunklen Haare ließen auf Braun schließen, doch sie vermutete,

besser, sie hoffte, dass hinter den geschlossenen Lidern strahlend blaue Augen zu finden wären.

Sein Atem ging gleichmäßig, und sie meinte, eine leichte Bewegung zu spüren, als er langsam die Augen aufschlug.

„Wo bin ich?“

„Im Lazarett. Sie haben eine Schussverletzung, ansonsten geht es Ihnen gut.“

Darauf schloss er die Augen und schien erneut einzuschlafen.

Ihr Herz schlug höher, es machte wahre Freudensprünge, die sie wie eine Tänzerin durchs Lazarett hätten tragen können – wären da nicht all die Verzweifelten gewesen, die ihr geboten, diesen Ausbruch der Freude zu unterlassen. Er hatte das erste Mal gesprochen, und seine Augen waren – wie vermutet – blau.

Am folgenden Tag schlief er nur noch in kurzen Intervallen. Er erholte sich rasch, und immer, wenn es ihre Zeit zuließ, saß sie an seinem Bett oder führte ihn umher, wobei sie durch die überfüllten Säle gingen und den Verwundeten, die sich in Schmerzen wanden, Mut zusprachen.

Xaver Pöchhackers Wunde heilte schnell. Als beide wieder einmal nebeneinander auf seiner Liege saßen, legte er seine Hand sanft in die ihre und zog sie dabei in seine Arme. Sie lauschte seinem Herzschlag, den sie auch heute noch, nach so vielen Jahren, zu hören meinte.

Die alte Frau lehnte sich zurück, seufzte und blickte auf ihre ausgebleichene Schürze, die schon Hunderte Male

gewaschen worden war. Ihre Füße, die wegen der dick hervorquellenden Venen bandagiert waren, schmerzten. Jetzt nahm sie den jungen Mann wieder wahr, der neben ihr saß, musterte ihn und bemerkte seinen ersten Gesichtsausdruck. Auch dass er nicht mehr ganz jung war. Irgendetwas an ihm ließ sie plötzlich, ganz gegen ihre Gewohnheit, aus ihrem Leben erzählen:

„Ich habe fünf Kinder zur Welt gebracht, und bis auf Maria, meine Jüngste, sind alle in die Stadt gezogen. Meine neun Enkelkinder sehe ich selten, die drei Urenkel kaum.“ Dabei ließ sie ihren Blick wieder in die Gegend schweifen. „Ich habe mein ganzes Leben hier verbracht, und auch wenn es viel von mir gefordert hat, so war es doch erfüllt und gut. Heute Morgen verspürte ich erneut den Wunsch, hierher zu kommen, und als ich Sie hier sitzen sah, wusste ich, warum.“

Jeff sah sie an. Ein Lächeln umspielte ihr faltiges Gesicht, das von innen zu leuchten schien. Weisheit ging von ihr aus.

„Ich will Ihnen“, fuhr die Frau fort, „von einer Legende erzählen, mit der die Menschen dieser Gegend seit vielen Generationen leben, der Legende eines Urwalds, den man den Rothwald nennt und der ein Geheimnis birgt, das zu lüften bisher noch niemandem gelang. Von den wenigen, die es wagten, in ihn hineinzugehen, wurden die einen nie mehr gesehen – sie sind wohl in ihm verschollen –, andere wiederum kamen völlig verändert wieder heraus und lebten

fortan zurückgezogen. Keiner von ihnen sprach je darüber, was ihm widerfahren, mit ihm geschehen war.“

„Man muss“, fuhr sie nach einer Weile fort, in der Jeff erwartungsvoll geschwiegen hatte, „weit gehen, um fernab der Zivilisation, hineinzugelangen. Er ist von Menschenhand unberührt, und es gibt in ihm, wie es heißt, viele Jahrhunderte alte Bäume. Sie sind so mächtig, dass sie, wenn sie abgestorben und morsch geworden sind, oft noch ein weiteres Jahrhundert stehen, bevor sie von einem Sturm umgeworfen werden. Es ist ein Gebot, das Leben des Waldes nicht zu stören und ein noch unberührtes Stück Erde zu erhalten.“

„Was“, fragte Jeff und forschte im Gesicht der Frau vergeblich nach einem Zeichen, ob diese womöglich aufgrund ihres hohen Alters ein wenig verwirrt und ihren Worten kein Glauben zu schenken war, „hat es mit dem Geheimnis auf sich, das Sie erwähnten, und mit dem Verbot, das in der Vergangenheit vereinzelt übertreten worden ist?“ Schließlich war es einigen Menschen gelungen, in den Wald zu gelangen.

„Weil die Legende auch davon zu erzählen weiß, dass das Geheimnis, das er birgt, gelüftet werden möchte. Jene, die zuvor in den Rothwald vorgedrungen sind, taten dies zu früh und schwiegen, als sei das Erlebte nicht in Worte zu fassen. Auch heißt es, dass es allein einer bestimmten Gruppe von Menschen vorbehalten sei, in den Besitz der Wahrheit über dieses Mysterium zu gelangen. Nach ihnen

sollte der Rothwald dann auf ewig verschlossen und unzugänglich bleiben und von niemandem mehr betreten werden können. Anderenfalls würde er sich rächen und Unglück über die Menschen dieser Gegend bringen.“

Sie blickte lange schweigend auf den See, stand auf und ging ohne ein Wort des Abschieds.

Jeff blieb irritiert sitzen. Die Begegnung mit der alten Frau hatte ihn seltsam berührt. Er spürte, dass sie in ihm etwas zum Klingen gebracht hatte, von dem er ahnte, aber nicht wusste. Behutsam zog er den silbernen Zigarrentubus aus seiner Jackentasche und betrachtete liebevoll die eingravierten Initialen CW.

Erst kurz vor Sonnenuntergang machte er sich auf den Rückweg, rief seine Frau an und bat sie, noch am selben Tag nach Lunz zu kommen. Jeff suchte eine Unterkunft, und ein paar Stunden später traf Carla ein. Er hatte eine gute Flasche Wein gekauft, die bereits eine Weile geöffnet auf dem Tisch stand, damit der edle Tropfen atmen und sein volles Bukett entfalten konnte. Beide tranken, und er erzählte Carla von der Begegnung mit der alten Frau und der Legende. Carla lauschte aufmerksam seiner tiefen Stimme. Dabei fühlte sie eine Glückseligkeit in sich aufsteigen, die immer intensiver wurde, je länger er sprach. Das Zimmer war von einer wohligen Atmosphäre erfüllt, als hätte jemand in einem offenen Kamin Feuer gemacht, dessen Wärme nun den ganzen Raum umfing. Ihr Blick fiel auf die schlichte Mariendarstellung an der Wand. Die

Heilige Jungfrau mit dem in ihren Armen schlafenden Kind schien gütig auf sie herabzublicken. Carla erhob sich, ging im Zimmer auf und ab, trat schließlich ans Fenster und blickte in die klare Sternennacht. Der Fußboden knarrte, als sie zum Tisch zurückging. Sie setzte sich, genoss den samtweichen Wein und ließ das Gehörte auf sich wirken.

Jeff ließ seine Frau nicht aus den Augen; diesen Gesichtsausdruck kannte er gut: die gerunzelte Stirn, die tiefe Falte zwischen den Augenbrauen, die hochgezogenen Mundwinkel, als würde sie lächeln. Ihre Sommersprossen, die über das ganze Gesicht verteilt waren, verliehen ihr etwas Mädchenhaftes, und die langen hellroten Locken waren, wie so häufig, im Nacken zu einem Knoten gebunden, der die Klarheit ihres Gesichts noch mehr betonte. Auch ihre Hände waren übersät von Sommersprossen, derer sie sich früher schämte, inzwischen aber sogar ein bisschen stolz auf sie war. Jeff war daran nicht ganz unschuldig, denn er liebte, was er ihr immer sagte, diese vielen kleinen goldenen Pünktchen. Carla wirkte häufig blass und zerbrechlich, doch wer sie kannte, spürte ihre ungeheure Energie. Hatte sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt, verfolgte sie ihr Ziel, bis es erreicht war, oft in geradezu übermenschlichem Tempo.

Jeff nahm ihre Hand in die seine und fuhr langsam mit den Fingerspitzen an ihrem Arm hinauf bis zur ihrer warmen Achselhöhle, eine Berührung, die sie immer

wieder genoss und erschauern ließ. Während sie seinen Bewegungen folgte, sagte sie: „Es hört sich an, als wären wir diejenigen, die in diesen Wald gehen werden, um dessen Geheimnis zu enthüllen.“

„Das“, entgegnete Jeff, „habe auch ich vom ersten Augenblick an gespürt.“

„Weißt du“, sagte Carla nachdenklich, „was so schön an dieser Legende ist, von der ich weiß, dass sie jenen Entdeckergeist zu neuem Leben erweckt, den der Alltag gänzlich in dir zu verschütten drohte, dass sie unsere Liebe auf eine Probe stellen wird. Eine Probe, wie sie jede Liebe braucht.“ Sie sahen sich schweigend an.

Es war weit nach Mitternacht, als Carla und Jeff beschlossen, schlafen zu gehen. Ihre Glieder schmerzten vom Sitzen auf den harten Holzstühlen, in deren Lehnen ein kleines Herz geschnitzt war. Sie bogen ihre Rücken durch, streckten sich etwas und kuschelten sich schließlich ins Bett, wo sie unter der dicken Daunendecke versanken und alsbald in einen tiefen, traumlosen Schlaf fielen.

Erst zwei Jahre nach Jeffs Begegnung mit der alten Frau waren alle Vorbereitungen getroffen. Besonders die Suche nach Gleichgesinnten, die sich auf ein derartiges Abenteuer einlassen würden, war nicht einfach, nahm viel Zeit und Jeffs ganze Überzeugungskraft in Anspruch. Doch schließlich waren vier Menschen, die sie begleiten würden, gefunden – ein Mann und drei Frauen. Den Kopf der Gruppe

bildeten Carla und Jeff Weißdorn, die alles gemeinsam geplant hatten. Jeffs Aufgabe war es, der Gruppe auf ihrer Wanderung durch den Rothwald den nötigen Schutz zu bieten. Er hatte genaueste Erkundigungen über das Gebiet eingeholt, kein leichtes Unterfangen, denn die meisten der zuständigen Personen hüllten sich in Schweigen. Zum Besitzer des Rothwaldes konnte er gar keinen Kontakt herstellen. Schließlich hatte er die notwendigen Informationen bekommen, wobei ihm Juliane Pöchlacher eine große Hilfe war. Sie verfügte über ein geheimes Wissen, das jenseits rationaler Erklärungen lag. Oft war er in dieser Zeit in ihrem Haus zu Gast, meist begleitet von Carla, denn die beiden Frauen verstanden sich auf Anhieb. Jeff hatte immer wieder das Gefühl, dass Carla der alten Frau in den paar Stunden ihres Aufenthaltes ein wenig darüber hinweg half, dass ihre Kinder so weit von ihr entfernt lebten. Maria, die jüngste Tochter der alten Frau, die häufig anwesend war, blieb scheu, ging ihnen aus dem Weg und verfolgte Carla und Jeff mit misstrauischen Blicken. Die früh gealterte junge Frau trug stets dieselbe geblümete Kleiderschürze und ein blaues, im Nacken gebundenes Kopftuch, wie die Bäuerinnen in längst vergangenen Zeiten. Ihre Hände waren rau, hatten tiefe Risse und wurden nicht mehr richtig sauber. Diese Spuren ließen ahnen, welche harte Arbeit Maria tagtäglich verrichtete. Sie hackte Holz, hielt den Hühnerstall sauber, sammelte die Eier ein und legte sie sorgfältig in ihre Lagen. Sie putzte

regelmäßig das alte Bauernhaus und kochte auf dem Herd, der von ihr eigens mit Holz beheizt wurde. Manchmal bereitete auch ihre Mutter noch das Essen zu, allerdings immer seltener, da diese sich zunehmend schwerer auf den Beinen halten konnte. Alle Reparaturen, die im Haus anfielen, verrichtete Maria, nie musste ein Handwerker kommen. Das alles hatte ihr Julianes zwei Jahre zuvor verstorbener Bruder beigebracht, dessen Tod Maria nicht verwiden konnte. Täglich ging sie an sein Grab, legte jede Woche frische Blumen und im Winter Zweige darauf.

An einem Herbstmorgen, als Maria vor dem Haus in Windeseile an ihnen vorbeihuschte, ohne ihren Gruß zu erwidern und ohne sie eines Blickes zu würdigen, fragte Carla Jeff nachdenklich: „Was sie wohl hat, sie ist so ganz anders als Juliane?“ Dabei war ihr ganz entgangen, dass die alte Frau, gestützt auf ihren Stock, an der Tür mit den dicken Pfosten aus dunklem Holz stand und ihre Bemerkung gehört haben musste. Carla war ein wenig verlegen.

„Ist schon gut, Maria ist etwas eigenartig, aber das hat seinen Grund. Sie ist ein guter Mensch, verträgt nur keine Fremden um sich!“, sagte Juliane.

„Sind wir immer noch Fremde für sie?“

„Ihr sind alle Menschen fremd“, sagte Juliane Pöchhacker und seufzte. „Jeff, ich will Ihnen etwas anvertrauen: Ich habe nach dem Tod meines Mannes Jahr um Jahr vergeblich versucht, Maria dazu zu bewegen, mit mir in den Rothwald zu gehen, meinend und hoffend, dass sie in ihm

ihre rätselhafte Melancholie verliert, der Wald sie aufschließen möge, sich ihren Mitmenschen gegenüber zu öffnen. Es ist mir nicht gelungen. Etwas in ihrer Seele beschwert sie seit den ersten Kindertagen und wehrt sich dagegen, ans Licht zu kommen. Ich fühle, es war mir nicht bestimmt, den Weg mit ihr zu gehen, sondern anderen den Weg zu weisen. So trägt jeder Mensch sein eigenes Schicksal.“

Carla hatte ihre Hand leicht auf Julianes Schulter gelegt, die sich, als bereue sie ein wenig ihre Offenheit, die verschlissene blaue Schürze glatt strich.

„Ihnen beiden wird gelingen, was mir verwehrt blieb. So Gott will, schenke er mir noch den Tag, an dem sie zurückkehren werden.“

*zwei*

Sektkorken knallten, die Atmosphäre war ausgelassen, Aufbruchstimmung lag in der Luft. Drei Tage noch, bis sie in den Rothwald aufbrechen wollten, von dem die Gruppe nicht wusste, ob er sie je wieder freigeben würde.

An der Nordseite des Schöckels, im Herzen der Steiermark, lag die einhundert Jahre alte massive Holzhütte, in der sie im engsten Freundeskreis den Abschied feiern wollten. Nur über einen steilen schmalen Schotterweg zu erreichen und umgeben von einem Holzzaun, fügte sich